

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

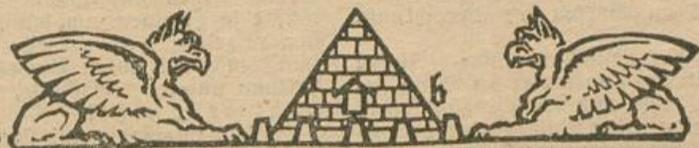
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

24.3.1929 (No. 12)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 12



24. März 1929

Friedrich Alfred Schmid-Noerr / Das Buch als Volksgut

Vom guten Buch und von seiner Rettung vor Schund und Leseverflachung ist heute, am „Tag des Buches“, wohl allenthalben in Deutschland flüchtig die Rede. Aber ich und mein Nachbar mögen uns unter dem „guten Buch“ vielleicht recht Verschiedenes vorstellen. Ein Buch mag für gut gelten, weil es zuverlässig über irgend einen Gegenstand unterrichtet. Es mag gut sein, weil es für irgend eine Meinung und Bestrebung wirksam oder vorbildlich wirkt. Es mag gut scheinen, weil es Zustände, Ereignisse, Leidenschaften packend schildert, weil es durch Größe seines Wurfes erhebt, durch seinen Gegenstand erbaut.

Indessen von allen diesen einzelnen oder im Zusammenklang wirksamen Bestimmungsgründen des „guten Buches“ wollen wir hier absehen. Es versteht sich ja von selbst, daß aus allen solchen Eigenschaften stillschweigend auch Kraft ausströmen muß in jene Besonderheit des guten Buches hinein, die hier als dessen höchster Wert herausgehoben und allein in den Mittelpunkt der folgenden Betrachtung gerückt werden soll.

Der höchste Wert des guten Buches beruht in dessen Beruf, Träger, Bewahrer und Ueberlieferer des lebenswichtigsten aller Volksgüter zu sein: des Sprachgutes. Alle anderen Güter, politische, wie wirtschaftliche, können einem Volk, vom Schicksal beinträchtigt, ja geraubt werden. Das Volk ist in seinem Fortbestand deswegen noch nicht unmittelbar bedroht. Das einzige Gut, das einer Volksgemeinschaft nicht fortgenommen werden kann, ohne sie in ihrem Bestand zu gefährden, ist die Sprache: die Sprache, die keineswegs aus mühsfertigen Worten allein besteht, sondern aus befeelter, fort und fort quellender Bildkraft. Das Sprachgut als seelischer Ausdruck eines Volkes ist mit dessen Lebensgeheimnis unlösbar verbunden. Leben der Sprache und Leben des Volkes sind zuletzt ein und dasselbe.

Es gibt nur zwei Formen des Untergangs einer Volkspersönlichkeit: Ausrottung oder Selbsterschöpfung. Von Katastrophen der ersten Art ist hier nicht die Rede. Aber fast unscheinbare Tatsachen unseres täglichen Lebens melden sich mit Zeichen und Warnungen vor dem schleichenden Uebel der zweiten Art. Eine trübe Benommenheit beginnt seit Jahren die Seele unseres Volkes zu befallen. In dieser Benommenheit sind wir als Volk im Begriff, zu vergessen, daß Vernachlässigung, ja Mißachtung der spracherneuernden und sprachschöpferischen Kräfte in jeglichem Schrifttum dem langsamen Selbstmord der Volkspersönlichkeit gleichkommt. Sehr merkwürdig stimmt hierzu eine in der Geschichte der Völker immer wiederholte Beobachtung: daß Teilnahmslosigkeit gegenüber der Lust am sprachbildnerischen Schaffen, Abinken der stammeigentümlich durchcharakterisierten Gebrauchssprache in einen Allerweltssargon oder in leere Manier, kurz, daß Unlust am befeelten Wort in genauer UeberEinstimmung mit eintretendem Geburtenrückgang, also mit der physiologischen Erschöpfung im Leben eines Volkes einherzugehen pflegt. Solche Zusammenhänge sind zu geheimnisvoll, als daß man wagen dürfte, mit zweifelndem Achselzucken daran vorbei zu gehen. Wer wollte es unternehmen, zu widerlegen, daß abgeschabte Rede, platte Seele, flache Sitten zuletzt auch auf den Willen zurückwirken, der das Leben des künftigen will? Wo Freude an der Erneuerung der Seele und ihrer sprachlichen Ausdrucksmittel zu mangeln beginnt, wo sollte da Freude an der Erneuerung des Volkskörpers über die Selbstsucht unseres eigenen Daseins hinaus, wo auch sollte da Liebe zum künftigen Volk denn noch möglich sein?

Wir sind schon auf dem schlechten Weg. Das wissen wir immer, wenn ein erschreckendes Bestimmen der Seele — wie heute — spürbar wird: jener Seele, die wir allein meinen können, wenn wir etwas Lebendiges noch „deutsch“ nennen. Plötzlich spüren wir da die Ueberflutung unserer Tage mit dem farblosen, kernlosen, wesenlosen Geschreibsel leichter Unterhaltungsbücher, die Ueberitaubung mit dem Restan erbärmlich fabrizierter Uebersetzungen von minderwertigen Auslandsromanen: und uns graut vielleicht in einer wachen Stunde vor der gespenstigen, seellosen und entpersönlichten Worteverflechtung solchen ganz aiphaltisch gewordenen, dazu noch aus sprachlichem Fremdgeist heraus radebrechenden Buchfabrikertums. Eine Mahnung befällt uns von dem reisenden Abstieg des inneren Gefühls und des Untercheidungsvermögens in früher gebildeten Schichten des Volkes für lebendiges Brot und toten Stein.

Nichts rettet da, nichts mehr lehrt da das Bessere, wenn nicht der Dichter im Volk, der seiner Heimatseele innig verbundene, sprachschöpferische Mensch. Er allein bringt die Besinnung wieder. Er nur kann, was ihn achtet, erneuern. Aber sein Zeugnis ist das Buch. Darum heiße hier einzig sein Buch und das gute, das sprachbewahrende, seelenerneuernde Buch, unser kostbares Volksgut.

Das gute Buch ist das sicherste, fast einzige Heil-Exzier der Nation. Das erwies sich uns Deutschen mehr als einmal schon: im ritterlichen Minnesang, im Kirchenlied, im Werk unserer Klassiker genau jedesmal auch die Volksgemeinschaft aus tiefsten Schicksalsnöten zu neuer Blühkraft. Wer könnte verblendet meinen: „diesmal“ könne es anders sein?

Aber auch allein das gute Buch gibt Bürgschaft des Reichthums an Geist und Gehalt in der gefährlichen Verwischung deutscher Stammeigenart bei zwangsläufiger Entpersönlichung durch die Technisierung unseres Lebens. Das gute Buch nur kann Glück, Vielfalt und Segen der Stammespersönlichkeiten, aus denen es wurzelfester aufsteigt, lebendig erhalten und mehrern. Erinnern wir uns doch, daß die Grofschöpfungen deutscher Sprache seit dem Nibelungenlied bis über die Zeit der Romantik hinaus süddeutsche Stammesleistung sind. Aber erinnern wir uns dessen nicht um Ruhmens willen, sondern nur, um die Größe der besonderen Verantwortlichkeit zu bekennen, die dem deutschen Süden ganz besonders obliegt im Amt der Betreuung und einer groß aufgefachten Pflege solchen Stammesgutes! Wohl ragt Schwaben hervor. Aber von Goethe bis zu Jean Paul, von Gotthelf bis zu Stifter haben die süddeutschen Stämme gleich wichtigen Anteil am unvergleichlichen Besitz unschätzbaren Seelengutes, und dies bis herein in unsere Gegenwart. Erfahrung lehrt uns tausendfach, was Dichtervort aus den Quellen des Volkstums zu schöpfen vermag an Werten, die weit über die des Kunstmäßigen hinausgehen. Wie oft in deutscher Geschichte hat ein Gedicht Heere erseht und mehr getan, als ungezählte politische Reden und Bemühungen?! Das ist auch heute nicht anders. Um hier in Baden Badisches ins Beispiel zu heben: Der einzige J. Peter Hebel hat mit seinem Werk zur Festigung und Geltungserhöhung seiner Heimat-Art mehr beigetragen, als alle heimatischen Industrien zusammengekommen. Das sollten auch die „bloß realpolitisch Eingestellten“ bei ihren (gewiß notwendigen) Rechnungen ja nicht ganz übersehen! — Wirtschaft kann auch mit Spezialitäten keine Volkseigenart schaffen oder behaupten. Alle Wirtschaft strebt vielmehr ihrem Wesen nach zur technischen Norm;

vom Leben her gesehen also: zu Abstraktionen. Es gibt keine „badischen“ Elektromotoren. Wohl aber gibt es badische Dichtung, Sitte, Seele, und von alledem durchseelte Landschaft. Wirtschaft beschafft Brot. Aber von Brot allein kann, wie die Schrift sagt, kein Mensch leben, geschweige denn ein Volk. Auch ein Volk lebt nur von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Die Propheten aber und die Dichter unter dem Volk, sie sind seit Anbeginn Gottes Mund. Die ganze Wucht und Wahrheit dieses Wortes ruht auf unserem volkhaften Verhältnis zum guten Buch. Wir aber sind nicht erst seit gestern dabei, mit dem Heilium unseres Sprachgutes so achtlos umzugehen, als freuten uns schon die apokalyptischen Zeiten.

Der Erkennung und Ehrung des guten Buches vor allem müßte jede wohlberatenen Buchpflege gewidmet sein. Ihm in Freude, wie zu Vorbild alle Wege zurück zur Seele, aus der es kommt, wieder zu öffnen und zu ebnen, sollte drängendste Aufgabe aller derer sein, die verantwortlich fühlen und verantwortlich der Volksgemeinschaft vorstehen.

Welche Mittel bieten sich dieser Aufgabe dar? Bis heute so gut wie gar keine. Noch fehlt es selbst an zusammenfassend geordnetem Zueinandergreifen des Wenigen, das einem erzieherisch oder sonstwie vorwärts helfenden Willen zu Gebote steht. Nur auf Nötigstes sei hier zum Schlusse hingewiesen:

Voraussetzung aller Buchpflege ist Sicherung und unermüdliche Erneuerung des Bewußtseins im Volk von Zusammenhang und Ueberlieferung seines Schazes an Werken der Sprachkunst. Kein Vergessen der Seele dulden!

Schule und Volksbücherei sind hier zunächst berufen. Ihnen sollte bei der Fruchtbarmachung älterer Denkmäler zu Hand gegangen werden mit gut gewählten, leicht und billig zugänglichen, aber gediegenen Neudrucken des guten alten Buches oder bedeutungsvoller Proben aus ihm; Kenntnis angestammten Besitzes erhöht Verständnis und Freude an der Leistung der Gegenwart. Das gute Buch unserer Tage bedarf dringend der Heraushebung aus der Schwemmslut des Gedruckten. Es bedarf der Hilfe, wie noch nie zuvor: denn noch nie zuvor war eine Zeit, wie die unsrige, so durch die Notationsmaschine gefährdet. Planvolle Unterstützung des bestehenden guten Verlags, gegebenenfalls planvolle Herausgabe von Wertvollem, das eben um abseitiger Güte willen keinen Verleger fand, könnte zur Aufgabe einer eigens hierfür geschaf-

tenen Organisation werden. Ihr obläge dann auch die Angliederung aller solcher Bestrebungen an bestehende Verlage. Ankaufunterstützung, Vertriebsförderung des guten Buches aus Mitteln und Marktsicht einer solchen Organisation schloße sich als deren unmittelbar nächste Aufgabe an.

Aber auch noch weiter und entschiedener ausgreifen dürfte dann ein solcher „Bund für deutsche Sprachkunst“. Von ihm könnten Wirkungen ausgehen, die, bekennerisch wie richtungweisend, zur Klärung der Zeitlage Entscheidendes beizutragen vermöchte. Ihm käme vielleicht, bei Betonung seiner besonderen Zwecke, die Schaffung eines Sprachkunstpreises zu, dessen Sinn der ausdrückliche Rückgriff auf den Höchstwert des guten Buches: auf seine sprachschöpferische Kraft, ausmache. Das wäre ein Mittel zur Wiedererweckung des Sprachbewußtseins und der Freude am lebendigen Sprachbewußtsein: einer ursprünglich teilnehmenden Freude, wie sie etwa den romanischen Völkern angeboren, unserem Volk aber fast verloren scheint. Weitere Mittel bieten sich dann wie von selbst dar, mit Entschiedenheit dem guten Buch zu dienen. Denn es lassen sich, außer der Preisförderung, auch noch andere Wertzeichen schaffen, durch deren Zuerkennung und wiederholte, öffentliche Bekanntgabe das gute Buch gegenüber der betäubenden Schandklame gestützt und konformfähig erhalten werden kann. Ein einziger Blick auf die Propagandamittel und -wege, die dem schlechten Buche heutzutage zu Gebote stehen und immer radikaler zur Anwendung gelangen, müßte ja genügen, um selbst dem Ahnungslosesten und Getrosten zu zeigen, daß es ohne ganz starke Gegenwirkung im Dienste des guten Buches, und das heißt: im Dienste der Erhaltung unserer Volkseele, unserer Volkspersönlichkeit, einfach nicht mehr geht!

Es ist unwürdig und sinnlos zugleich, dem wirtschaftlich preisgegebenen Erhalter und Neuschöpfer unseres Sprachgutes heute noch allein das Edel-Amt des Dammwächters und des Wellenbrechers in der anbrandenden, grauen Flut der Volkseitelung zu überlassen. Sein Kampf auf einem von der Volksgemeinschaft verratenen Posten wird in wenigen Jahren aussichtslos geworden sein.

Es ist hohe, es ist höchste Zeit zur Besinnung für die brüselnen Hüter des Buches als Volksgut. Es ist allerhöchste Zeit zu zugreifender Hilfe!

G. von Sallwürf / Jeremias Gotthelf

Eine Buchanzeige

Aus dem schweizerischen Schrifttum leuchten Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer mit solch überragender Kraft in das deutsche Geistesleben hinein, daß neben ihnen jede literarische Leistung ihrer Landsleute fast bis zur Bedeutungslosigkeit verblaßt. Auch liegt eine bestimmte Tragik in der Tatsache, daß die Schweiz, in drei Sprachgebiete geteilt, eben doch nach Kellers Wort eine geistige Provinz der sie umgebenden Großstaaten darstellt, so daß der in Art und Sprache ganz schweizerische Schriftsteller auf den kleinen Kreis seiner engern Landsleute angewiesen ist, wenn es ihm nicht gelingt, seinen heimatischen Stoff an die all-gemein menschlichen Ideen anzuschließen und in seinen heimatischen Gestalten ewig gültige Typen der Menschheit zu schaffen. Dies ist Gottfried Keller gelungen, während sein ihm ebenbürtiger, vielfach ihn überragender Landsmann Jeremias Gotthelf bei aller Anerkennung, die er gefunden hat, immerhin erst mehr und mehr im Kommen ist.

Daß sein Werk aber wieder weite Kreise zu erfassen beginnt, erkennen wir an den verschiedenen Gesamtausgaben, deren bedeutendste unter Führung des Winterthurer Professors Rudolf Hunziker ihrer Vollendung entgegengeht, und an den Ausgaben ausgewählter Werke, deren neueste im Verlage der G. F. Müller'schen Verlagsbuchhandlung hier vor kurzer Zeit erschienen ist. Diese Ausgabe, von dem Basler Gelehrten Paul Siegfried herausgegeben, umfaßt 9 große Bände in prächtvoller Ausstattung mit 11 Bildern. Die folgenden Ausführungen schließen sich an die ausgezeichnete geschriebene biographische Einleitung an, die einen klaren Einblick in die menschliche und schriftstellerische Persönlichkeit Gotthelfs gewährt.

Das Leben von Albert Bihl's, der uns unter seinem Schriftstellernamen Jeremias Gotthelf bekannt ist, ist einfach verlaufen und hat sich in der Hauptsache nur in der Schweiz abgespielt. Als Sohn eines Pfarrers wurde er 1797 (also im Geburtsjahr Kaiser Wilhelms I. und der Romantik, auch Heines) in Murten, Kanton Freiburg, geboren, studierte dann Theologie und wurde auf dem Umweg über verschiedene Vikariate Pfarrer in Püchelshausen, Kanton Bern, wo er bis zu seinem Lebensende 1854 verblieb. Er war kein Asket, sondern ein Mann, der die materiellen Güter des Lebens zu schätzen wußte, ja sogar einen starken Drang nach Gelderwerb besaß. Mit kräftigem Willen steht er auf dem Boden der Wirklichkeit, im Ueberschuß seiner Kraft oft ungeduldig, ja auch zuweilen hart und ungerecht, aber mit unerschütterlicher Ueberzeugungstreue und rücksichtsloser Kampfeslust für das Eintretend, das er für recht erkannt hat. Dies gewaltige Temperament quillt aber aus der Fülle eines von tiefster Menschenliebe erfüllten Herzens hervor, die es ihm ermöglichte, auch Andersdenkenden gerecht zu werden. Daß er als guter Mensch

auch die Tiere liebte und in Wort und Tat für sie eintrat, ist überflüssig, anzuführen. Theorie war nicht seine Sache: die Tat war ihm alles. Infolgedessen war seine Lebensauffassung schlicht und einfach und blieb sich immer gleich. Als Geistlicher stand er auf der Seite der positiven Lehre. Unantastbar war ihm sein Glaube, und weder Menschen mit neuen kritischen Ideen, noch die sich verändernden Zeitläufte vermochten ihm die leiseste Konzession abzugewinnen, ja er blieb mit freudigem Bewußtsein in seiner Ueberzeugung unmodern. So traf ihn der von Marx propagierte Sozialismus durchaus vorbereitet. In sich demokratisch eingestellt und in seiner Menschenliebe um möglichste Ausgleichung von Gegensätzen bemüht, mußte er, dessen heißes Verlangen dahin ging, sein Volk zu erziehen, sich mit dem Sozialismus an-einandersehen. Er erkannte mancherlei Grundgedanken von Marx an, aber die Schlussfolgerung, wonach einzig die Besserung der materiellen Verhältnisse für den Arbeiter das Heil bedeute, lehnte er entschieden ab: positives Christentum, tätige Liebe allein vermag ihm den Menschen selig zu machen.

Ein Mann von einer so temperamentvollen Sicherheit der Lebensanschauung war nicht dazu geschaffen, die Dinge so sein und gehen zu lassen, wie sie mochten. Er mußte zugreifen, und als Pfarrer hatte er ja den weitesten Wirkungskreis zu unmittelbarer Betätigung. Aber er scheint kein begnadeter Prediger gewesen zu sein; er soll unendlich geredet haben. Dazu war er doch auch als positiver Geistlicher in seiner amtlichen Wirksamkeit dogmatisch zu stark gebunden. So trieb es ihn, in irgend einer andern Weise dem Volke ans Herz zu greifen, und so entstand sein Erfüllungswerk Der Bauernspiegel, den er unter dem Namen Jeremias Gotthelf herausgab. Der Gedanke, eine schriftstellerische Leistung hervorzubringen und mit Dichtern in Wettbewerb zu treten, lag ihm dabei vollkommen fern. Er schrieb weil er mußte. Diese Gesichte drängte vulkanisch aus seinem Innern, und mit ihrer Abfassung erlebte er eine Befreiung, eine Entladung stürmischer Kräfte, eine wahre Katharsis. So war es sozusagen wider Willen zum Schriftsteller geworden und erkannte erkannt, daß auf diesem Boden seine gottgewollte Wirksamkeit sich entfalten mußte. Es entsprach seinem überschäumenden Kraftgefühl, daß er in der Folge ein unerhört fruchtbarer Schriftsteller wurde, aber es ging ihm dabei wie Goethe, der den irrationalen Ursprung jeder genialen Tat immer wieder betont und dabei spricht, daß er sich vielen seiner Produktionen gegenüber wie der Sohn gefühlt habe, das Entereier ausgebrütet hat und seine Kinder der nun sich ganz selbstsam gebaren sieht. So stark war in Gotthelf der Glaube daran, daß seine Werke ihm vom Geiste geschenkt nicht vom sinnenden Verstande geschaffen würden, daß er sie unbestimmt gerade so niederschrieb, wie sie ihm in die Feder fließen.

sen. Der Herausgeber spricht deshalb von einer geradezu „grenzenlosen Viederlichkeit der Form“, und Gottfried Keller, der gefühlsmäßig Gottshells heftiger Gegner war, sagt von ihm, er sei äußerlich ein solider, gefestigter geistlicher Herr; sobald er aber die Feder in die Hand nehme, führe er sich so ungebärdig und leidenschaftlich, ja unanständig auf, daß einem Hören und Sehen vergehe.

Wenn Gottshells also eigentlich reichliche Gaben mitbrachte, die ihn von literarischer Tätigkeit ausschließen mußten, wie kam es dann, daß er trotzdem einer der größten Schriftsteller der Neuzeit geworden ist? Es muß zunächst der innere Wert der Persönlichkeit wirksam gewesen sein. In sich gefestigt, voll stärksten Selbstbewußtseins, unverworren in seinem Denken, steht er wie ein König inmitten der Dinge und Verhältnisse. Mit klarem Blick verfügt er über sie und drückt ihnen den Stempel der Zugehörigkeit zu seiner Welt auf, oder er weist sie zur Seite. Er beherrscht also zunächst seine Welt im ganzen und im einzelnen. Dann aber tut er ihnen nicht Gewalt an. Sie werden nicht wie in ein Prokrustesbett in seine Weltanschauung hineingepreßt, umgestaltet und „veredelt“, sondern sie treten so auf, wie sie eben sind, nicht schöner, nicht häßlicher. Das gibt ihnen die Wirkung des Objektiven und die überzeugende Kraft der Wahrheit. Dem krampfhaften Gebahren des Naturalismus, der möglichst grelle Farben aufsticht, um ja nicht sentimental zu erscheinen, steht seine reine Natürlichkeit gegenüber, für die das Sosein der Welt reich genug ist, um keiner Retouche des Menschen zu bedürfen. So ist es eine ausgezeichnete Selbstbeurteilung, wenn er sein Erstlingswerk einen „Bauernspiegel“ nennt. Damit sagt er, daß eigentlich die Bauern die Akteure sind, die aus dem Bunde herauschauen, und daß der Verfasser nur mehr als Spielleiter auf dieser beschränkten Weltbühne auftritt. Daran ergibt sich dann auch mit Notwendigkeit, daß er die Stoffe seiner Erzählungen aus der Heimat nimmt und nichts darstellt, was er nicht gesehen und innerlich erlebt hat. Das Berner Gebiet durchwandelt sein Sehen und Sinnen, und was er schildert, hat dort gelebt und lebt noch darin. Mögen die Personen auch die schärfstgeschnittene Individualität besitzen, so erheben sie sich doch auf dem Boden einer durchaus und jederzeit möglichen Wahrscheinlichkeit, sie sind schlechtweg wahr. Aber gerade dadurch werden diese starken Individuen zu allgemein gültigen Typen ihrer Umwelt, ja der Menschheit an sich, und dadurch erhebt sich der Berner Lokalschriftsteller, der sich gar nicht scheut, mundartliche Ausdrücke zu gebrauchen, zum großen deutschen, ja europäischen Dichter. Daß dabei dennoch auch ein großer literarisches Können in ihm steckte, nicht nur ein naturgegebenes Erzählertalent, das beweist der Umstand, daß, wenn es der Gegenstand wollte, er auch Dinge und Verhältnisse außerhalb seiner Heimat, z. B. aus Paris, mit virtuöser Meisterschaft schildert. Aber offenbar kam es ihm wie ein Raub am eigenen Genie vor, wenn er ihm Zügel anlegte und ihm damit die Freiheit der Bewegung

nahm. Er konnte ein Literat sein, wenn er wollte, aber er wollte nicht, und so blieb er zu seinem und unserm Heil nur ein Dichter.

Idealist, was das Ziel angeht, war er als leidenschaftlicher Erzähler ein praktischer Realist in der Durchführung seiner Ideen. Deshalb entnimmt er seine Stoffe einer Umgebung und einer Zeit, die von den Menschen, auf die er wirken will, genau beurteilt werden können, und so interessant die Vorgänge sind, die er darstellt, so wenig sind sie raffiniert und sensationell angeklügelt. Seltener ist es auch, daß er in der völligen Sorglosigkeit der Komposition zwar sich jede Abschweifung gestattet, für die er im Augenblick Interesse hat, ferner, daß er oft Längen aufweist, die vom Ziele hinwegführen, und daß er doch nicht langweilt, sondern wie ein ausgezeichneter Gesellschafter, der Zeit hat, uns immer etwas zu sagen weiß, was uns interessiert. Vielfach läßt sich die Wirkung seiner Kunst auf erkennbare Ursachen zurückführen; im ganzen aber beruht sie eben auf dem Irrationalen, dem Unrechnbaren, das jede Leistung eines wahren Genies auszeichnet.

Der Verlag, dem wir schon eine monumentale Kellerausgabe verdanken, hat nun eine ebenbürtige für Gottshells veranstaltet. Es war bei der erstaunlichen Produktivität des Dichters von vornherein gegeben, daß es sich nicht um eine Gesamtausgabe handeln konnte. Auch ist eben doch der Boden, auf dem die Saat dieser Ausgabe sprieht und wurzeln soll, ein enger umschriebener, denn immerhin ist Gottshells ein Schweizer und bei aller dauernden Wirkung nicht modern. Was uns nun in diesen 9 Bänden geboten wird, gibt aber doch ein klares Bild von Gottshells Kunst. Mit getreuer Pietät ist möglichst alles gewahrt, wie es der Dichter selbst geschrieben hat, aber soweit geht der Herausgeber nicht, daß er jeden Schreibfehler, jede Nachlässigkeit in der Zeichensetzung und jede Verschiedenheit in der Schreibung veränderlicher Wörter genau wiedergibt. Vielmehr stellt er uns den Pfarrer als lebhaft empfindenden, sorglos erzählenden Dichter vor Augen, so, wie er etwa heute schriebe, wo ihm schon der Korrektor und der Zeger nicht mehr den Gefallen täten, genauestens auf seine Schreiblaunen zu achten, wo sie im Gegenteil von eigenen Gnadens schon mancherlei Unkraut aus diesem üppig wuchernden Garten gerissen hätten, bevor ihn das Publikum betreten dürfte.

Ein besonderer Vorzug dieser Ausgabe sind die verschiedenen Einleitungen vor den einzelnen Erzählungen. Sie ergänzen in willkommener Weise die Lebensbeschreibung, die die Ausgabe einleitet. Den Schluß macht ein Verzeichnis der mundartlichen Wörter. Der Bildschmuck bringt Porträts von Gottshells und geschichtliche Darstellungen aus der Zeit, in der er lebte.

So hat der Verlag wieder seine Sammlung klassischer Schriftsteller durch diese prächtige Ausgabe in rühmender Weise vermehrt. Es ist zu wünschen, daß diese kerndeutsche literarische Kost in recht vielen deutschen und schweizerischen Familien Eingang finde.

A. Wichmann / Das Abenteuer in den Apenninen

Erneuert nach dem 1826 edierten Original von Karl Preisendanz

„Herr!“ sagte mein Führer und hielt sein Maultier an, „vor dem Unwetter ins nächste Dorf zu kommen — nicht daran zu denken. Aber eine Viertelstunde von hier liegt ein Jagdhaus, das könnt Ihr Obdach kriegen, für mich weiß ich eine Bigne, nicht weit davon“. Ich lasse mein Jagdgewehr fester, das schon seit der letzten Stunde durch die einjämigen Säbapenninen vor mir auf dem Sattel lag. „Mann, was soll das? Es kann nicht mehr weit nach Novi hin sein. Was machen wir dann hier im Gebirg?“

Die Antwort gaben Bliß und Donner, mein Pferd schrak hoch. Der Bursche, ein Einheimischer aus den Bergen, ritt weiter voran durch die Finsternis, halbschererische Pfade, quer durch die Bäume; nach zehn Minuten hielten wir vor einem breiten Haus am Waldrand. Auf unser Klopfen ging die obere Hälfte der Tür zurück: ein junges Weib leuchtete mit einem Stienspan heraus.

„Bei allen Heiligen — du, Benedetto Volpi? Und ich erwarte meinen Nicolo. Ihr seid ihm nicht begegnet?“ „Nein, Lucia, aber einen Herrn bring ich Euch mit, den Ihr zu Essen und Schlafen aufnehmen müßt.“ „Da hat's keine Not! Doch Ihr?“ „Ich reite hinüber zu meinem Vetter in die Bigna.“

Er brachte mein Pferd mit Futter und Siren in den leeren Regenstall, und schon halte der Hufschlag seines Tieres durch das Dunkel. Kaum saß ich in der großen Küche, die auch als Wohnstube diente, vor dem Herd, da brach das Wetter los — knisternd stürzten die Regentropfen durch den Schornstein in die Flammen. „Wo er nur bleibt?“ begann die Frau wieder und trat in den Gang, an der Haustüre zu horchen. „Nun, den hat das Wetter wie uns überrascht; vielleicht ist er eingekerkert — wie ich!“ Sie schüttelte den Kopf, ungläubig, beunruhigt. „Aber Euch hängt doch nicht bei mir allein?“ Mit Scherzen suchte ich mein eigenes unbehagliches Gefühl zu zerstreuen, das mich seit der Ankunft in diesem düstern Apenninenhaus beherrschte. „Ach, wo denkt Ihr! So schlimm geht Ihr ja nicht aus!“ lachte sie zurück, und es blühte aus ihren dunklen Augen; da erst entdeckte ich, daß die schlanke junge Frau mit ihrem vollen Schwarzhhaar fast eine Schönheit war, und diese Erkenntnis verdrängte für den Augenblick alles andere unheimliche Empfinden.

„Golla Lucia!“ rief's draußen von mehreren Stimmen, „aufgemacht!“, und man schlug kräftig an den Laden. Sofort war sie an der Tür und flüsterte mit den drei Ankömmlingen — Jägern, ihren Waffen nach. „Ja, ja, weiß schon davon,“ sagte einer, „komme ja nur deswegen her, hätten sonst drüben in der Bigna genächtigt. Ist ein Hundewetter!“

Mir war nicht gehener zumute, als die drei starken Kerle vollends in die Küche traten, und ich lehnte mich zur Vorsicht rückwärts auf mein Gewehr. Aber sie schienen für's erste ungeduldrig; denn der Längste reichte unbeholfen grüßend die Hand und stellte seine nasse Kugelbüchse in die Ecke. Die andern legten ihre Flinten auf die Bank neben sich. Sie kamen vom Jagen, hatten aber nichts außer ein paar roten Hühnern geschossen. Man sprach eine kleine Weile von gleichgültigen Dingen, vom Wetter, von der Jagd hier oben, von meinem Reiseziel; dann tischte die Frau einen Hirschbraten und Reis auf und kredenzte mir die Bevanda, den Hausbrat aus Wasser und Wein; ich tat Beiseid mit dem Krug, der rundum ging.

Alles lief sich gut an, aber mir war nicht wohl bei der Sache. Kaum daß ich ein paar Bissen hinunterwürgte. Die neugierigen heimlichen Blicke der Leute mißfielen mir, und unterhielten sie sich in ihrem südlichen Bauerndialekt, verstand ich von zehn Worten kaum eines. Nach dem Essen sprach der Hauswirt still mit seiner Frau. Ich erfaßte nur den Satz: „Allerdings, schließlich schläft er sonst nicht einmal fest ein“. . . . Dahinter konnte alles mögliche stehen. Plötzlich waren die zwei andern verschwunden, die Frau ebenfalls. Ich ging zu meinem Sattel auf der Bank und nahm die Pistolen aus den Taschen, wie um sie nachzusehen. Mein Gewehr lag vor mir auf dem Tisch. Nicolo kam heran. „Keine Waffe das! . . . Schon längst mein Wunsch. . . . Seltenheit hier oben. Aber kurze Pausen, tragen kann sehr weit?“ „Doch, mir hat's bis heute genügt!“ „Scharf geladen?“ „Und ob — in Eurer Wildnis!“ „Freilich“. . . . Aber er schien spöttisch über meine Besorgnis zu lächeln. Da gab es über uns Geräusch; mein Blick fuhr nach der niedern Decke. „Nur meine Lucia — richtet Euch das Bett zur Nacht!“ Aber gleichzeitig knallte es draußen, unmittelbar vor dem Haus. Ich sprang auf, das Ge-

wehr in der Hand. Dicht hinter dem Fenster, fast neben meiner Schulter fiel ein zweiter Schuß. „Teufel, was soll das?“ Nicolo sprang nach der Tür. Ich wartete schußbereit. Im nächsten Augenblick kam er auch schon lachend zurück: „Nur dummes Zeug und Unfug: die beiden Narren schießen ihre Flinten ab; sonst rostet ihnen der verregnete Schuß ein! . . . Aber Ihr seid erschrocken? Bin ich's doch fast auch!“

Und als die Missetäter erschienen und sahen, wie Lucia eben blaß vor Schreck und fragend die Treppe herunterkam, wollten sie sich fast tollkühn über die Wirkung ihres unbeabsichtigten Witzes. Mein Beifall klang wohl etwas gezwungen; drum machte Nicolo dem Spaß ein Ende: „Geh, Lucia, leuchte jetzt dem Herrn hinauf in seine Kammer. Und auch für uns ist es schon spät.“ „Sofort!“ rief es aus dem Hintergrund, wo die Frau in einem Schrank etwas eifrig zu suchen und nicht zu finden schien. „Nun kann ich Euch wahrhaftig — es ist zu dumm — kein anderes Licht geben als das Stumpfsche Kerze da; aber“ — tröstete sie lustig — „dafür ist es auch geweist! Und viel Licht, Herr, habt Ihr sowieso nicht mehr nötig!“ Die nahm meinen Mantelsack und ich trat Anstalten, ihr zu folgen. Als ich nach meinen Waffen griff, meinte der Hauswirt verdrießlich: „Aber wozu das Zeug mit hinausschleppen? Wir schlafen ja alle unter Euch — zustoßen kann Euch nichts da!“ „Ach, geht her!“ rief einer der Jäger, „ich trag's Euch hinauf!“

Mein Zimmer war geräumig und gut gelüftet, doch an Schloß oder Riegel hatte niemand gedacht. Ich band die Türfalle mit den Riemen meines Reitfades fest, so gut es ging, rückte Tisch und Stuhl als Schanze vor das Bett, Pistolen und Gewehr hatte ich griffbereit neben mir. Kaum lag ich, nur halb entkleidet, auf dem raschelnden Lager, als schon der letzte Rest der gemeinsten Kerze in der bodenlosen Leuchteröffnung verankert; um mich tiefstes, unbekanntes Dunkel. Trotz meiner inneren Spannung — so vieles schien mir hier verdächtig — verlangte die Natur ihre Rechte: ich schlief rasch ein. Doch nur, um ebenso bald wieder zu erwachen.

Von einer Ecke her kam heftiges Knistern. Ich fuhr auf und griff nach einer Pistole. Das Knistern verstummte auf einige Augenblicke, dann setzte es wieder ein. Da erinnerte ich mich, drüben an der Wand einen Haufen Maiskolben gesehen zu haben: über den hatten sich wohl Mäuse hergemacht. Und wirklich, ein Stiefelwurf brachte die Störenfriede zum Rückzug . . . Aber wieder weckte mich — etwa nach einer Stunde — neues Geräusch. Erneutes Aufstehen, Stillhalten und gespanntes Horchen: ganz in meiner Nähe flüster-ten zwei Stimmen. Sie kamen offenbar von unten, aus dem Boden. Da fuhr auch ein Lichtstrahl über die Kammerdecke, um wieder zu verschwinden. Unhörbar verließ ich das Lager und schlich, Pistole in der Hand, nicht ohne starkes Herzklopfen mitten ins Zimmer. Jetzt klangen die Stimmen unter meinen Füßen;

ich erkannte an ihnen meine Wirtskleute. „Weißt du, du hörst nicht auf mit deinem Schwagen, bis er aufwacht!“ . . . „Ach, keine Rede, er war ja so müd. Wir können ohne Sorge sein, alter Angstpeter, du!“

Eine Bewegung unten, und wieder blinkte der Lichtstreifen durchs Zimmer. Unwillkürlich trat ich etwas zurück und kam auf etwas Hartes zu stehen — einen Eisenring; also stand ich auf einer Falltüre, durch ihren undichten Falz drang das Licht. Unter ihr hantierte das Paar. „Nun aber voran, daß du endlich fertig wirst — komm!“ drängte der Mann. „Nur Geduld, Geduld!“ Gleich darauf schien die Frau Stufe um Stufe wie auf einer Leiter heraufzusteigen. Jetzt mußte sie oben sein: ein heftiger Stoß gegen die Falltür erschütterte meinen Standort. Ich mußte dem Angriff zuvorkommen, trat zurück und riß mit rauchem Griff die Tür in die Höhe und schrie aus meinem Dunkel, mit entschlossener Pistole drohend, hinunter: „Was soll's hier geben?“

Gelbes Aufleuchten: die junge Frau, die nur ein paar Augenblicke wie eine Geistererscheinung in langem Hemd wenig unter mir stand, tauchte mit Blitzesschnelle bis über den Kopf in die Tücher ihres — Ehebetts. Denn dahinein schaute ich jetzt zu meinem Erstaunen von meinem Verteidigungsposten! Nach Landesbrauch hatte man das breite Doppelbett auf einem Holzgerüst in der Höhenregion des Zimmers unter mir aufgeschlagen, — die beiden waren eben im Begriff, sich niederzuliegen! Der Mann schaute verlegen und belustigt in einem Heraus: „Siehst du,“ lachte er zu seiner unsichtbaren Frau, „hab ich dir's nicht gesagt: du würdest den Herrn noch aufwachen? Hättest ihm auch sagen können, daß er uns zu Schlafnachbarn hat . . . Aber seien Sie ruhig, Herr, wir tun keiner Seele was zu leide, mein Plappermaul da drin und ich.“

Da stand ich beschämt und dumm und konnte trotz der Komik des Abenteuers nicht gleich den Ausweg ins Lachen finden. Zum Glück schienen die beiden in ihrem Schrecken die Pistolen, die Zeugen meiner Angst und meines Mißtrauens, nicht gesehen zu haben, — ich steckte sie still ein und wünschte nach entschuldigendem Scherz zum zweitenmal gute Nacht. Nicolo dankte freundlich und heiter, die geschwähige Lucia aber gab kein Lebenszeichen mehr. Behutsam ließ ich das Türchen wieder fallen, und schon fuhr von unten ein Riegel vor.

So war meine Angst nur Einbildung, und ich hätte nun gleich schlafen mögen. Aber die Erregung über das plötzliche Erlebnis ließ mich zunächst noch kein Auge schließen, so wenig wie die Unruhe meiner Nachbarin unter mir. Denn wie Nicolo sie auch mahnte — Lucia hörte nicht auf belustigt zu lachen, und immer wieder fing sie von neuem an, wenn ich sie endlich eingeschlafen glaubte. Aber am Ende kam der Schlummer doch über mich, und als ich nach ein paar Stunden erwachte, schien die südlische Sonne durch die Spalten der Fensterladen; der neue Tag war da, der mich ohne neue Abenteuer an mein Ziel brachte.

Mar Dennig / Das Grauen von Teufelsdieb

„Mag sein, wie es will, im Teufelsdieb
Sind sicher viel Schätze versunken,
Als die Schweden, 's ist lang her, mit Mann und Maus
In dem schwarzen Pfuhl sind ertrunken.“

Was die anno daz'mal haben geraubt
An Monstranzen und güldnen Dukaten!
Und dort drüben im Kolke die Beute liegt,
Der eroffenen Teufelsbraten.“

„Die hol'n wir,“ grunzt eifrig der Schweinehirt,
„Da werden sich giften die Bauern,“ —
„Wär alles recht,“ der Nachtwächter brummt,
„Wenn das Grauen dort tät nicht lauern.“

Vor kurzem erst hat die Hebamme erzählt,
Mit dem Grauen sei nicht zu spassen,
Denn wie es als Ritter die Mädchen einst
Mit gierigem Arm wollt umfassen,

So fängt er jetzt alles, seit er verdammt
Als Vampyr liegt in dem Wasser,
Der saugt uns das Leben rühbunt aus,
Der dreimal verfluchte Prasser.“

Da knurrt der Küster: „Der Teufel hol's,
Der geht uns nicht an den Kragen,
Ich hab mich schon mit manch besserem Gespenst
Auf dem Friedhof herumgeschlagen.“

Nur müssen schleunigst aus Werk wir geh'n,
Der Mond hängt günstig im Schwunde,
Und hört, vom Kirchturm schlägt es schon zwölf,
Jetzt machen die Geister die Runde.“

„Vielleicht, daß das Grauen verließ schon den Sumpf,
Ich hörte vorhin was heulen,
Um droben in seiner verfallenen Burg
Zu scheuchen die Ratten und Enten.“

Der verschlingen sie wollte mit Stumpf und Stiel —
Wer wollte es ihnen bestreiten?
Zumal wenn gewichtig die Hebamme schloß:
„Just so war's in Großmutter's Zeiten.“

So höben sie tapfer einander den Mut
Und lösen zitternd den Rachen,
Dumpf gurgelt's im Wasser, es gekert im Schill
Und höhulisch die Ränzlein lachen.

Im tiefdunklen Wasser leuchtet wie Gold
Des Mondes flimmernder Schimmer,
Und dem offenen Mund der Gesellen entweicht
Ein gieriges Gewimmer.

Sie lehnen sich hastig weit über Bord,
Die Schätze besser zu schauen,
Da freischt einer gellend: „Barmherziger Gott,
Das Grauen, das Grauen!“

Vor Schreck sie purzeln ins Wasser all,
Sie sprudeln und spein und erreichen
Mit Mühe das Land, und heimwärts zieh'n
Drei wandelnde Wasserleichen.

Doch am Morgen können genug sich nicht tun
Die drei mit Erzählen und Meiden,
Und Nachtwächter, Küster und Schweinehirt
Sind halb im Dorfe die Helben.

„Das Wasser strahlte von blinkendem Gold“ —
„Nur konnten wir es nicht packen“ —
„Das Grauen rechte sich nämlich empor
Und faste uns grob am Nacken.“

„Doch ich war nicht faul und hieb ihm schnell
Einen wuchtigen Schlag auf den Magen“ —
„Ja, ja, da peitschte es wild mit dem Schwanz,
Bis im Wasser wir alle lagen.“

Das denkt an uns . . .“ So prahlten die drei
Und machten langsam zum Drachen
Das arme Grauen von Teufelsdieb,
Und größer ward immer der Rachen,